

In jedem steckt ein Barbar

Mit einem Hitlerbärtchen fängt alles an: Die Autorin Mirna Funk schlägt sich in ihrem ersten Roman heftig mit Böswilligkeit, Ignoranz und Dummheit herum.

VON KARIN GROSSMANN

Lola steht in einem muffigen Polizeiraum und schreit. Bei einer Ausstellung haben zwei junge Leute in Bierlaune ein Porträt von ihr ein Hitlerbärtchen verpasst und das Bild durch alle Kanäle geschickt. Gehört sich das? Es gehört sich nicht. Es gehört sich schon gar nicht bei einer Jüdin. Der Schreianfall ist verständlich, zumal die Bärtchenmaler ihr Opfer kannten. Vom Vorwurf des Antisemitismus werden sie freigesprochen. Denn Lola, heißt es, sei gar keine Jüdin, weil ihre Mutter keine ist und nach strengen Regeln nur diese Seite der Herkunft gilt. Die jüdischen Großeltern, die das KZ Dachau knapp überlebten, und der jüdische Vater zählen ebenso wenig wie Lolas eigene Lebensgeschichte und ihr Identitätsgefühl.

So beginnt Mirna Funk ihren ersten Roman, der alles verhandelt, was sich mit diesem Vorfalle verbinden lässt: unsortierter Vergangenhheitsmüll und Schuldfragen ohne Antwort, Antisemitismus und Rechtsradikalismus in Deutschland und Israel, bergeweise Klischee und Vorurteil.

Die Autorin setzt sich auch mit jenen Demütigungen auseinander, die mit dem Satz beginnen, der Standard geworden ist bei absichtsvoller und dummer Grenzverletzung: Man wird doch wohl noch sagen dürfen ... Sagen, dass die Juden schuld seien; dass endlich Schluss sein müsse mit dem Gerede vom Holocaust; dass eine Kritik an Israel erlaubt sein müsse; dass die Israelis die neuen Nazis seien. Endlich, meint die Autorin grimmig, wird laut gesagt, „was alle leise dachten“. Ob wirklich alle so dachten, sei dahingestellt. Die Autorin fordert zum Widersprechen heraus. Man kann ihrem Roman manches vorwerfen, nur eines nicht: Lauheit.

„Winternähe“ ist ein dezidiert politischer Roman mit einer willensstarken Hauptfigur. Diese Lola hat nichts Vermittelndes. Sie spitzt zu. Ignoriert Tabus. Provoziert. Unerschrocken rennt die 34-Jährige mit dem Kopf gegen Wände. Das tut oft weh, nicht nur ihr, auch den Lesern.

Die Autorin Mirna Funk, 1981 in Berlin geboren, macht kein Hehl daraus, dass sie manche Szenen an eigener Erfahrung entlangschreibt. Das Hitlerbärtchen bleibt nicht die einzige Zumutung. Angesichts eines gierigen Immobilienmaklers sind Lolas Kollegen in der Fotoagentur schnell mit dem Vorwurf „typisch jüdisch“ zur Hand. Im Koksrausch wird sie eine dreckige, hässliche Jüdin genannt, die die Gaskammer verdient habe. Ihre langen Beine, sagt einer, könnten gut als Lampenschirmträger taugen. Na, sie werde doch wohl einen Spaß verstehen.

Mit diesen Szenen erklärt die Autorin, warum ihre Hauptfigur so außer sich ist. Warum sie wütend und verletzt reagiert, auch verstört und traurig. Lola sieht sich grundsätzlich infrage gestellt. Immer sind es die anderen, die ihr eine Rolle zuweisen, einen Stempel aufdrücken wollen. In Deutschland wird sie als Jüdin scheel angesehen und in Israel als Deutsche. Sie selbst fühlt sich als Zwitterwesen, „als eine Mischung aus KZ-Häftling und KZ-Aufseher“,



Schreibt über eine radikale junge Frau auf der Suche nach Identität: die deutsche Jüdin Mirna Funk.

Foto: Stephan Pramme

Es gibt Dinge, die sind nicht zu verzeihen, aber trotzdem kann man weitermachen.

als „Täter und Opfer in einem“. Manchmal, heißt es, wäre sie am liebsten aus sich herausgesprungen. Nur im Romantitel „Winternähe“ werden die Gegensätze miteinander versöhnt, Kälte und Wärme.

Lola reist von Berlin nach Tel Aviv, ihrer eigenen Herkunft hinterher. Die Autorin hat ihr einen prächtigen Vaterkomplex aufgehalst. Denn nicht nur die Mutter, aufgewachsen in einem ostdeutschen Kinderheim, verweigert Lola die Liebe. Der Vater entzieht sich ganz. Doch einmal bei einem Urlaub trainiert er mit seiner halbwüchsigen Tochter Verzicht und Entbehrung: „Lola würde Holocaust-fit gemacht.“

Nun gerät sie in den Krieg zwischen Israel und Palästinensern von 2014, der auch schon fast wieder vergessen ist, und in die Diskussionen, die damit verbunden waren. „Siebzig Jahre hatten die Deutschen darauf gewartet, den Juden endlich auch einmal Völkermord vorwerfen zu können.“ In deutschen TV-Talkshows, stellt Lola fest, werden nur jene Juden eingeladen, die sich kritisch zu den Angriffen auf den Gaza-Streifen äußern. Denn „wenn der Jude selbst Israel harsch kritisiert, dann dürfen wir es auch. Antisemitismus mit jüdischem Schutzschild.“

Diese Berichterstattung in hiesigen Medien, so erzählt Mirna Funk in einem Interview, habe den letzten Anstoß gegeben zur Ausreise. „Ich schreibe in deutscher Sprache, ich bin Deutsche, ich kann nur nicht mehr in Berlin leben.“ Sie ertrage den Antisemitismus nicht mehr. Ihr Hauptwohnsitz ist jetzt Israel.

Mirna Funk, die als Journalistin arbeitet, sammelt im Roman Argumente, ergreift leidenschaftlich Partei, vermittelt nebenbei Faktenwissen. In ihrem Text steckt viel polemisches Potenzial, eine sympathi-

sche Aggressivität. Nur die Literatur geht dabei flöten. Die Figuren geraten oft zu Sprachhülsen. Sie werden vollgestopft mit agitatorischen Sätzen. Als Lola ihren Geliebten Shlomo in Tel Aviv nach etlichen Wochen das erste Mal wiedertrifft und beide sich halb nackt an den Strand legen, ist das Erste, was sie tun: Sie stürzen sich in eine politische Diskussion.

Manchmal greift die Autorin unvermittelt selbst in den Streit ein, mit einem unangenehm beherrschenden Ton. Gewiss gibt sie dieser Lola viel von ihren eigenen Auffassungen mit, wenn diese etwa sagt: „Wir müssen aufhören zu glauben, das Böse wäre nur ein Ausrutscher. Lächerlich. In uns allen steckt ein Barbar.“ Mirna Funk hat eine Mission, und das ist nicht das Verzeihen von Schuld, sondern das Aushalten von Wahrheit. Missionarischer Eifer aber tut der Kunst selten gut.

In anderen Dialogen wird ein modischer Zeitgeist zitiert: Du musst das in Gruppen sharen, soll ich euch taggen, ich habe gar kein Instagram, komm klar, total real irgendwie, und alle so: yeah. – Das mag ein Zugeständnis an jüngere Leser sein, damit sie die vertrackte politische Realität, die hier verhandelt wird, leichter konsumieren. Dabei gibt sich die Autorin auch sonst Mühe, den Konfliktstoff zu verpacken. Sex bewährt sich als Verpackungsmittel prima. Überraschend ist nur, wie leichtfüßig der ehrbare S. Fischer Verlag in seinen Neuerscheinungen die Grenze zur Pornografie betritt. Man wird doch wohl noch sagen dürfen, dass sich ein beschnittener Penis im Mund anders anfühlt als ein unbeschnittener, oder?

■ Mirna Funk: Winternähe. S. Fischer, 343 Seiten, 19,99 Euro

Rausgelesen

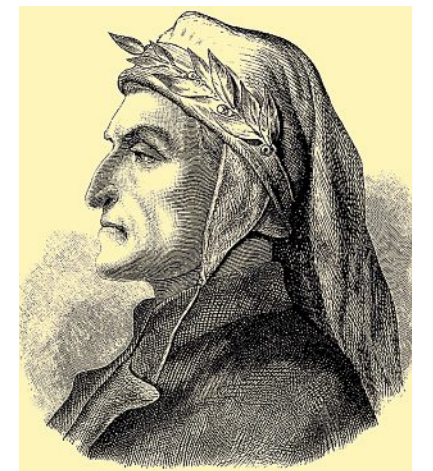
Und wie geht es Ihrem Quant?

Frisch auf den Markt kommt jetzt die „Hausapotheke der geistigen Heilweisen“. Geht es da a) um die Pillendose schlauer Mediziner, b) um Arten des spirituellen Linderns oder c) um schmerzstillendes Liedgut? Falsch. Es geht um Quantenheilung. Falls Sie mal ein defektes Quant verarztet müssen: Das wäre Ihr Buch! Außerdem geht es um Organsprache (Darmalarm bei Futur 2?) und Zeitreisen. Bei solchen Reisen ist es gut, wenn man einen Engel dabei hat wie die Autorin Johanna Hetzner wohl seit frühester Chiemgauer Kindheit.

Stelle ich mir lästig vor: Immer hockt irgendein Flügeltier nebst Toga und Harfe auf der Bettkante; und dann ständig das seichte Geklimper. Bruckner oder Rammstein gehören bestimmt nicht zum Engelrepertoire. Frau Hetzner ist zudem, so lernen wir, hellichtig. Wie praktisch! Dunkelsichtig wäre noch netter, besonders nachts. Vermutlich sind Visionen gemeint. Habe ich missverstanden. Tut mir leid. Und ich verstehe auch nicht, warum in der „Hausapotheke der geistigen Heilweisen“ hanebüchene Esoterik und klassisches Beraterwissen verkocht werden. Vermutlich bin ich zu unspirituell, zu wenig ganzheitlich und werde als garstige Heulweise sterben. (SZ/Jojo)

Dantes Fest

In 100 Gesängen beschreibt der italienische Dichter Dante Alighieri eine Jenseitsreise durch Hölle, Läuterungsberg und Paradies. Seine „Göttliche Komödie“ wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt. Dabei machte sich auch Prinz Johann von Sachsen unter dem Pseudonym Philaletes einen Namen. Eine seiner Ausgaben, erschienen 1849, ist in der neuen Ausstellung der Anna Amalia Bibliothek Weimar zu sehen. Sie wird am 21. August eröffnet und zeigt, wie Dante in der Weimarer Kulturgeschichte wahrgenommen wurde. Im Cathedralforum Dresden wird am 9. September die Reihe „Dante-Lektüren“ mit dem 23. Gesang fortgesetzt. Monatlich wird ein weiterer Gesang in deutscher Übersetzung gelesen und interpretiert. (SZ/kgf)



Philosoph, Dichter, Politiker: Dante Alighieri

Foto: PA/Quagga Illustrations

Ekstase mit Toten und Klamauk: Helmut Krausser zieht in seinem Roman an allen Strippen, um die wahre Musik zu retten.

VON ULRICH STEINMETZGER

Im Hinterhof sprießt der Spitzweggerich und im zweiten Stock haust Marius Brandt wie eine Spitzwegfigur. Berlin-Kreuzberg: Unten rumpelt das Rollkofferpäckchen zu den nicht ganz legalen Ferienwohnungen. Am andern Morgen sind die Fahrräder geklaut. Ein bisschen Ruhe gibt es nur ganz tief in der Nacht. Ruhe aber braucht Marius Brandt, denn sein Handwerk ist das des Komponierens. Als trinkender Nachtarbeiter, erfolglos und ambitioniert, bringt er Werke hervor, die zum Beispiel „Glitzernde Finsternis“ heißen und im besten Fall hinter seinem Rücken bei YouTube auftauchen.

Vorsichtshalber hat er vor Jahren den Taxischein gemacht. Unvorsichtigerweise hatte er vor noch längerer Zeit einen Essay in einem Fachmagazin veröffentlicht, in

Besessen von Melodien



Helmut Krausser

Foto: Susanne Schleyer

dem er sich zurück zur Tradition bekannte, gegen Adorno schoss und gegen den ganzen Rest der atonalen Pseudoavantgarde auch. Das katapultierte ihn ins Abseits, seither ist Schluss mit Stipendien und Opernauftragswerken. Gut subventioniert, hermetisch und ohne Rücksicht auf Publikumsverluste aber arbeiten die Aufführungshäuser. Und ohne Marius Brandt. Der

hätte vor 50 Jahren groß rauskommen können mit seinem tiefen Glauben an Melodie und Tonalität, die er für eine „der größten Errungenschaften der Menschheit“ hält. Heute bliebe ihm vielleicht noch der dornenärmere Weg des Musicals, doch dazu liebt er die Oper zu sehr.

Derartig antizyklische Überzeugungstatterschaft führt geradewegs in die soziale

Isolation. Brandts Sonja hat im Netz einen neuen Mann kennengelernt, Tamara ist keine Alternative und June aus Illinois nur bedingt. Immerhin liebt sie sein Streichquartett und ist nicht nur als Mezzosopranistin ausgestattet „mit guten Höhen und schlanker Taille“. Doch wie es dann passieren kann in so einem Leben neben dem Betrieb mit einem gewissen Grad an Verwahrlosung, erscheint aus dem Nichts eine Lösung. Auf Marius Brandt gekommene Notenhandschriften in einem historischen Ledertäschchen erweisen sich als Schatz von höchster Bedeutung. Der Komponist enträtselt sie und findet dabei die Melodie seines Lebens.

Marius Brandt ist ein Mann genau nach dem Geschmack von Helmut Krausser. Einst – und seither immer wieder – hatte der Autor in seinem grandiosen Roman „Melodien“ die Macht der Musik herauspräpariert. Nun sendet er diesem Opus einen Nachklapp hinterher, der sich mal schnoddrig, mal satirisch liest, immer wortgewaltig bleibt und von einer Mission beseelt. Wieder geht Krausser in einem parallel geschalteten historischen Strang zurück bis zum Kastratensänger Pasqualini ins 17. Jahrhundert und verfolgt von dort, wie besagte Notenschrift von Hand zu Hand ging bis in unsere Gegenwart, die mit der verschlüsselten Schönheit, die unter

den Händen von Musikern zur Todbringenden Macht werden kann, am wenigsten anzufangen weiß.

Der 51-jährige Krausser blendet Slapstick neben Brutalität, historische Religionsstoleranz-Gespräche neben Gegenwartsklamauk, führt ins Warschauer Getto, zu päpstlichen Nuntien, Rabbinern, SS-Scheren, an die Hamburger Herbertstraße, nach Berlin-Hoppegarten, in Opernhäuser und zu Dramaturgen, die das Hören verlernt haben. Es treten auf: ein russischer Oligarch mit mätzenattem Impetus, ein schlecht rasierter Kommissar, einige Sterbende, leibhaftige abendländische Dämonen und Helmut Krausser höchstselbst. Er erweist sich in einem überraschenden Finale als Strippenzieher, der seine Geschöpfe ins richtige Leben geschleust hat und sie dort instrumentalisiert.

Sympathisch ist dieser Marius Brandt nicht mit seinen Allmachtsfantasien. Kann es auch nicht sein – viel zu ambitiös ist sein großes Opernrückholprogramm, mit dem er die letzten 50 Jahre der Verirrungen überwinden und die höchste aller Künste zurückführen will zu Ekstase, Publikumsverrückung jenseits des Elitären und einer Wundertüte der Gefühle.

■ Helmut Krausser: Alles ist gut. Berlin Verlag, 240 Seiten, 20 Euro